

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 14

Artikel: Das Ideale und der moderne Mensch

Autor: Schmid, F.O.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-748266>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Ideale und der moderne Mensch. *

Vortrag gehalten im lit. Klub des Lesekreises Göttingen.

Wer sich in unsern Tagen erlaubt, vom Ideale zu sprechen, und über dieses Thema sogar öffentlich einen Vortrag hält, der tut gut, die Begriffe, die sich um dieses Wort kristallisieren, etwas näher zu beleuchten und die Stellung, die er selbst ihm gegenüber einnimmt, festzulegen. Die Tatsache ist ja leider kaum wegzuleugnen, daß mit keinem andern Wort in unserer Zeit ein größerer Mißbrauch getrieben wird. Es ist zu einem wahren Rattenkönig von Entstellungen und unklaren Anschauungen geworden. Der vertrocknete Philister und Bierbankpolitiker erklärt nach vierstündigem Kartenspiel und dem zweiten halben Duzend Glas Bier im Brustton der Überzeugung alles Ideale für verrücktes Zeug; dem ausgesprochenen Geldmenschen, der weiß, daß man daraus keine Filzdecken schneiden und keinen Brantwein destillieren kann, ist es vollkommen Hekuba und er geht mit einem verächtlichen Achselzucken daran vorbei; die Leute aber, die sich namentlich in den größern Städten als die eigentlichen Träger des geistigen Lebens aufspielen und die Worte moderne Kunst, moderne Literatur als Schlagworte beständig im Munde führen, daneben für Buddha, Nietzsche, Peter Hille und Zitronenlimonade schwärmen, die dichtenden Jünglinge, jüngerlingshaften Dichter und ästhetisierenden Damen, sie haben das Ideale längst „überwunden“, so wie sie Shakespeare, Goethe, Schiller und all die andern Großen überwunden haben. Aber von diesen extremen Kategorien wollen wir ja auch gar nicht reden, denn sie wissen ja selbst nicht, was sie sagen, wenn sie das Wort Ideal in den Mund nehmen. Sondern von jener großen Zahl wirklich gebildeter Menschen, die den Hauptteil unserer Gesellschaft ausmachen und die zu diesem Begriff nach und nach auch in eine schiefe Stellung gekommen sind. Versucht nur einmal bei gesellschaftlichen Anlässen, im Theater, Konzert oder wo man sich sonst gerade bei gebildeten Menschen befindet, dieses Thema anzutönen. Ein verlegenes Schweigen und auf-die-Seite-Blicken, oder wenn einige ganz Gescheite dabei sind, ein spöttisch-überlegenes Verziehen der Mundwinkel, ist die Antwort. Jedenfalls sind einige feine und tiefe

*) Da die folgenden Ausführungen von vorneherein auch für ein weiteres Publikum bestimmt waren, gebe ich sie hier in etwas gekürzter Form wieder.

F. O. Sch.

Menschen darunter, die gerne über dieses Thema sprechen würden, die vielleicht schon viel darüber nachgedacht haben und denen es ein Bedürfnis wäre, hier einmal in offener Aussprache, im Wechsel der Gedanken und Meinungen, diese Dinge zur Abklärung zu bringen. Aber sie wagen es nicht, sie fürchten das Lächeln jener Übergescheiten. Unsere gesellschaftlichen Zustände sind ja leider so, daß niemand mehr offen herauszureden wagt, daß man das von keiner Schablone behinderte natürliche Ausströmenlassen unseres innern Seins überhaupt nicht mehr kennt, daß wir unsere ursprünglich freie Natur durch tausend falsch angebrachte Rücksichten und gesellschaftliche Lügen in die Formen einer alles nivellierenden Konvenienz eingezwängt haben, die uns an jeder freien Bewegung hindert.

So kam es denn, daß auch in diesen Kreisen vielfach die Ansicht die Oberhand bekam, Idealismus sei identisch mit Schwärmerei, mit jenen überspannten und maßlosen Gefühlsergüssen, wie sie bei ganz jungen Leuten als der natürliche Ausfluß ihres noch unabgeklärten und unreifen Wesens aufzutreten pflegen. Aber das entspricht der Wirklichkeit nicht, man verwechselt hier den Dunst und Rauch mit dem belebenden und erwärmenden Feuer. Denn das Ideale ist denn doch seinem eigentlichen Sinne nach etwas ganz Anderes.

Vielleicht kann ich die Definition dieses Wortes am besten durch ein Beispiel geben. Ich entnehme dieses Beispiel der autobiographischen Skizze „Luzern“, die Leo Tolstoi im Anschluß an seine Schweizerreise vom Jahr 1857 schrieb und die wohl den meisten von Ihnen bekannt ist.

Tolstoi war eines Abends in Luzern eingetroffen und hatte im feinsten Hotel der Stadt, im Schweizerhof, Wohnung genommen. Von seinem Zimmer aus sah er die ganze wunderbare Schönheit jener Gegend vor sich liegen, eine Schönheit, die ihn blendete und erschütterte. Er nahm dann mit den Gästen des Schweizerhofes das Nachtessen ein. Das steife förmliche Wesen, das an der Tafel herrschte, die Ausdruckslosigkeit der Gesichter, der Mangel aller Geselligkeit und Teilnahme, dazu das eintönige Klappern der Messer und Gabeln bedrückten ihn. In trüber Gemütsstimmung ging er von der Tafel weg und wanderte planlos in den bereits dunklen Straßen der Stadt umher. Wie er wieder in die Nähe des Sees und des Schweizerhofes kam, hörte er plötzlich die Töne einer einfachen aber außerordentlich angenehmen Musik an sein Ohr tönen. Er trat näher hinzu und erblickte einen Volksänger, ein altes verschüchtertes Männlein, das zur Gitarre sang, um auf diese Weise sein Brot zu verdienen. Tolstoi war entzückt von der reizenden Musik, in der Gesang und Begleitung in meisterhafter Weise in eins verwoben waren, wie wir es ja von unserem Volkslied her kennen. Sein schlummern-

des Gefühl erwachte; alles um ihn her, die Schönheit der nächtlichen Umgebung, der mondbeglänzte Himmel mit den treibenden Wolken, der See mit den flimmernden Lichtreflexen auf dem sammetdunklen Wasser, dazu die silbernen Berge im Hintergrund erhielten plötzlich eine seltsam tiefe und reiche Bedeutung, und dies alles bildete die Folie für die mächtig aufquellenden Gedanken und Empfindungen, für das plötzliche Glücksgefühl, das des Sängers Töne in seiner Brust geweckt hatten. Und alle die Leute, die um diesen herumstanden, alle die feinen Gäste des Schweizerhofes, die an den Fenstern und auf den Balkonen den Weisen des Sängers lauschten, schienen ein Gleiches oder doch ähnliches zu fühlen, denn ein achtungsvolles Schweigen herrschte, während der Kleine Strophe um Strophe heruntersang. Als er fertig war, ging er auf das Hotel zu und streckte mit einer schüchternen Bitte um eine kleine Gabe seinen Hut dar. Aber niemand von den reichen Leuten gab ihm etwas, selbst nachdem er nochmals gesungen und seine Bitte zum zweiten- und drittenmal wiederholt hatte. Von dem ihn umstehenden Pöbel mitleidslos ausgelacht, verschwand er traurig im Dunkel der Nacht. Tolstoi eilte ihm nach und bewirtete und beschenkte ihn. Die Bitterkeit über die Handlungsweise von Leuten, denen der kleine Sänger einen hohen, einen idealen Genuß bereitet hatte, quoll mächtig in ihm auf und in dieser Bitterkeit stellte er folgende Reflexionen an:

Das ist das seltsame Geschick der Poesie! — dachte ich, nachdem ich mich ein wenig beruhigt hatte. — Alle lieben, alle suchen sie, sie allein wird begehrt und gesucht im Leben, und niemand erkennt ihre Macht an, niemand würdigt dieses höchste Gut der Welt, niemand weiß denen Würdigung und Dank, welche es den Menschen vermitteln. Fragt alle Bewohner des Schweizerhofes, welches das höchste Gut auf Erden ist, und alle oder doch neunundneunzig von hundert werden euch mit einem sardonischen Gesichte sagen: Das höchste Gut auf Erden ist das — Geld. „Vielleicht gefällt Ihnen dieser Gedanke nicht, vielleicht paßt er nicht zu Ihren hochfliegenden Ideen — wird er euch sagen — aber was soll man tun, wenn das Menschenleben doch einmal so eingerichtet ist, daß das Geld allein das Glück des Menschen ausmacht? Ich kann meinem Geiste nicht wehren, die Welt zu sehen, wie sie ist — wird er hinzufügen —, das heißt, die Wahrheit zu sehen.“ Armselig ist dein Geist, armselig das Glück, das du begehrt, und ein unglückliches Geschöpf bist du, da du selbst nicht weißt, was dir not tut! . . . Warum habt ihr alle euer Vaterland verlassen, eure Familien, eure Beschäftigung, euren Gelderwerb, und euch in dem kleinen schweizerischen Städtchen Luzern zusammengedrängt? Warum seid ihr heute abend alle auf die Balkons hinausgeeilt und habt mit achtungsvollem Schweigen dem Liede des kleinen Bettlers gelauscht? Und hätte er noch singen wollen, ihr hättet noch länger geschwiegen und gelauscht. Wie, hätte man euch alle für Geld, für Millionen selbst, aus dem Vaterlande jagen und in diesem kleinen Winkelchen Luzern vereinigen können? Hätte man euch für Geld alle auf den Balkons versammeln und euch nur eine halbe Stunde lang zum Schweigen und zur Unbeweglichkeit veranlassen können? — Nein! Was euch so zu handeln veranlaßt, und was ewig mächtiger als andere Triebfedern des Lebens bleiben wird, —

ist das Bedürfnis nach Poesie, das ihr nicht anerkennt, aber doch empfindet und ewig empfinden werdet, solange ein Fünkchen Menschlichkeit in euch wohnt. Das Wort Poesie erscheint euch lächerlich — ihr gebraucht es als eine Art spöttischen Vorwurfs, ihr laßt die Liebe zum Idealen wohl bei Kindern und törichten Mädchen zu, um über sie zu lächeln. Ihr braucht das Positive. Diese Kinder aber sehen das Leben mit gesunden Augen an, sie lieben und wissen das, was der Mensch lieben muß, und was Glück verleiht — euch aber hat das Leben so wirr und verderbt gemacht, daß ihr lacht über das, was ihr einzig liebet, und daß ihr einzig sucht, was ihr haßt und was euer Unglück ausmacht.

Hier sind wir mit einem Sprung bei dem Kern der Frage: „Was ist das Ideale?“

Wenn wir am frühen Morgen auf einem Berge stehen, den glänzenden Spiegel eines seligklaren Sees zu unsern Füßen und die Majestät des Hochgebirges um uns herum, wenn die Sonne nun in strahlender Schönheit über dem Horizont emporsteigt, alles beleuchtend und belebend, alles überflutend mit ihrem goldenen Licht, wenn rings um uns die Wunder der Schöpfung ihren gewaltigen Schein in unsere Seele werfen und wir in heiligen Schauern vor ihrer Größe dastehen, wenn in dunkler Nacht die ewigen Sterne über unsern Häuptern dahin ziehen und im tiefsten Innern die uralte Menschheitssehnsucht sich erhebt, um die ganze Weite des Himmels zu durchmessen, wenn wir im Theater sitzen und hineinschauen dürfen in das Getriebe von menschlichen Freuden und Leidenschaften, um uns darin mit Beben und Wonne wie in einem Spiegel wieder zu erkennen, wenn wir wie festgebannt vor einem der großen Meister der Farbe stehen und uns nicht davon losreißen können, weil die Natur und das Leben darin so wundersam Ausdruck gefunden, dann ist es überall das Poetische, das Ideale, das diese Wirkungen auszulösen vermag, das ist jene wunderbare Macht, die unser kleinliches und ärmliches Leben über den Kreis des Gewöhnlichen und Gemeinen emporhebt, um ihm ewige Bedeutung zu verleihen.

Und so wollen und müssen wir das Ideale verstanden haben: Als das Höchste und Beste, das wir überhaupt kennen, als das Geistige im Gegensatz zum Materiellen, als den tiefsten Kern unserer Seele und unseres Daseins überhaupt. Im Idealen liegt das Ziel und das Ende alles dessen, was wir erhoffen und ersehnen. Schaut euch die Menschheitsgeschichte an! Solange eine Seele geatmet hat, ging immer und immer wieder die Sehnsucht des Individuums nach dem Höhern, immer strebte es über die Grenzen, welche trockene Begriffe und starre Formeln ihm gezogen hatten, hinaus, immer lag der an die Bedingungen des nackten Lebens gebundene äußere Mensch mit dem inneren im Streite. Das zeigt sich am deutlichsten im konzentriertesten Ausdruck des menschlichen Lebens, in der Kunst und der Literatur aller Zeiten und Völker, von

dem Rig-veda der alten Inder über die Epen Homers und die Lieder der Minnesänger hinweg, bis auf alle die Großen, die seit jener Zeit die Welt mit ihren unsterblichen Gebilden und Gesichten erfüllt haben. Und jener faustische Drang, die Schranken zu sprengen, die uns auf dieser Welt umgeben, jene brennende Sehnsucht nach dem Höchsten, die jeden ernsthaften Menschen ergreift und die Triebfeder für alles wirklich Bedeutende ist, das in der Welt geleistet wird, es ist nichts als die Sehnsucht nach dem Idealen, es ist, so wie es einmal erreicht und überhaupt zu erreichen ist, das Ideale selbst.

So hoch schätzen wir den Begriff dieses Wortes ein und so hoch muß er auch seinem eigentlichsten Sinne nach eingeschätzt werden.

Uns soll heute die Frage beschäftigen, ob unsere Zeit, ob der moderne Mensch dieses Ideale weniger nötig hat als der Mensch von einst oder ob er es vielleicht gar völlig entbehren kann, wie so vielfach behauptet wird.

Es ist ja wahr, unsere Zeit ist in vielen Beziehungen eine andere geworden. Wir leben im Jahrhundert der Technik und der Maschine, der Luftschiffprobleme und der drahtlosen Telegraphie. Die alten, traulichen Städtchen mit ihrem warmen Herdgefühl, der geheimnisvolle Zauber, der über mittelalterlichen Schlössern und Burgruinen ausgebreitet liegt, der Reiz stiller Ufer, unberührter Wälder und sonnbeglänzter Höhen, das alles ist zum großen Teil verschwunden. Uns Kindern einer stark entwickelten Kultur ist die mit so viel Poesie gesättigte Außenwelt unserer Vorfahren fast gänzlich verloren gegangen. Müssen wir das auch bedauern, so wäre es doch ein völliges Verkennen der menschheitlichen Entwicklung, wollte man sich — abgesehen natürlich von ihren Auswüchsen, denen wir ja Bewegungen, wie die des Heimatschutzes, entgegenstellen können — gegen diese Entwicklung stemmen. Sie schreitet in rastlosem Streben vorwärts und kümmert sich, um mit Jacobsen zu reden, in der Regel wenig um die Leute, die nach den entschwundenen Idealen entschwundener Zeiten meckern. Es gilt also, sich mit der Tatsache abzufinden, daß unsere Außenwelt immer ärmer wird an idealen Werten, daß unser Seelenleben mithin von ihr immer weniger Zufuhr an solchen erwarten darf. Die Frage liegt daher nahe, ob nicht im geistigen Leben des Menschen nach und nach eine Umwertung aller Werte eintreten müsse, ob nicht alle künstlerischen und poetischen, oder, um den gesteigerten Ausdruck hiefür zu gebrauchen, alle idealen Gefühle im Menschen absterben und Werte des nüchternen Wissens und technischen Könnens an ihre Stelle treten müssen? Daß dies heute trotz unseres modernen Zeitalters noch nicht der Fall ist, das könnte man an Hand von nüchternen Zahlenreihen und Rechenexempeln, an Hand eines großen statistischen Beweismaterials zeigen. Auf allen Gebieten der künstlerischen

Betätigung machte sich in den letzten Jahren eine enorme Steigerung der Produktion und des Absatzes bemerkbar, machte sich namentlich auch die Tendenz immer mehr geltend, das wirklich Gute zu bevorzugen. Noch nie sind so viele gute Bücher gekauft worden, wie in dieser Zeit, noch nie so viele wirklich künstlerische Gemälde und Reproduktionen von solchen im Handel gewesen, noch nie machte sich in unserer gesamten Außenkultur so wie heute das Bestreben bemerkbar, mit all der verlogenen und lächerlichen Talmiware aufzuräumen und dafür Echtes und Sinnengefälliges an ihre Stelle zu setzen. Man versetze sich nur um wenige Jahrzehnte oder sogar um Jahre zurück in die Zeit der Herrschaft der Marlitt und Heimbürg, der Wolff und Werner, man denke an die sinnlose und schwindelhafte Bauerei zu Stadt und Land, die jedes Gefühl für das Natürliche und Eigenartige zu ersticken drohte und vergegenwärtige sich den gewaltigen Fortschritt der letzten Jahre auf diesen Gebieten.

Woher kommt nun das?

Ich glaube, je ärmer unsere Außenwelt an ästhetischen Werten wird, desto mehr ist der denkende Mensch auf sich selbst, auf sein Innenleben angewiesen, desto mehr reflektiert er über die Fragen und Probleme, die ihn bewegen, desto mehr empfindet er infolgedessen diesen Mangel des Idealen in seinen äußeren Verhältnissen und sucht danach, wo es zu finden ist.

Und so wird es auch in alle Zukunft sein. Denn die menschliche Seele bleibt sich ja in Ewigkeit gleich. Das ist eine alte Wahrheit, die zwar oft bestritten wird, aber trotzdem eine Wahrheit bleibt. Mag die Kultur unserer Außenwelt auch noch so fortgeschritten sein, alles feiner, subtiler, bequemer machend, sie bleibt doch mehr oder weniger an der Oberfläche und hat mit dem innersten Kern der Menschennatur wenig oder nichts zu tun. Das Gefühl, das wir heute Liebe nennen, war im Individuum schon vor mehreren tausend Jahren in genau gleicher Weise vorhanden; so intensiv und leidenschaftlich wie man damals haßte, so hassen wir auch heute noch. Gewiß; wir lieben und hassen heutzutage etwas gesitteter; aber wenn man auf den Kern der Sache geht, so ist es genau das Gleiche; alle Elemente, die unser tiefstes Sein, unsere Gefühlswelt ausmachen, bleiben bestehen. Und deshalb bleibt auch unsere Sehnsucht und unser Bedürfnis nach dem Idealen in allen Phasen und Verhältnissen unseres Lebens bestehen, wird immer bestehen bleiben.

Ich sage, in allen Phasen und Verhältnissen und möchte das etwas belegen.

Ist z. B. auch die allmodernste Jugend ohne Idealismus denkbar? Ich meine hier nicht jene Jugend, die ihre Zeit nicht besser als mit der Renommiererei hinter dem Bierglas glauben anwenden zu können, noch an jene, die bereits mit neunzehn Jahren an Dekadenz einen

Frank Wedekind zu übertreffen sucht, die jeden Schmutz aus Variétés und Bordellen aufgreift und ans Tageslicht zerrt und sich noch etwas darauf einbildet, nicht jene Jünglingsregimenter, von denen Spitteler spöttisch sagt, daß sie mit ihrer Pubertät Parade gigerln. Sondern ich denke an die frische, gesunde und begeisterungsfrohe Jugend, so von achtzehn, neunzehn, bis an die Schwelle des Mannesalters, die eine eigene Meinung zu haben wagt und sich keinen blauen Dunst vor-machen läßt. Gewiß ist diese Jugend nicht ohne Idealismus denkbar! Das ist ja gerade die Zeit, wo der noch in der Entwicklung begriffene Mensch die Eindrücke empfängt, die später bestimmend auf sein ganzes Leben einwirken, die Zeit, wo man sich mit der ganzen ungebrochenen Empfindung der Jugend für alles Hohe und Wahre begeistert, wo die tausendfachen Rücksichten und alles verflachenden Gewohnheiten des Lebens noch nicht den frischen freien Sinn in uns abzutöten vermögen. Hier werden die Keime gelegt zu dem, was nachher des reifen Mannes Lebensaufgabe wird, und wo diese Keime nicht im Innersten gelegt werden, nicht im Geistigen, Idealen, da wird diese Lebensaufgabe nie den höchsten Zielen entgegenstreben, betreffe sie nun welches Gebiet sie wolle. Und deshalb kann auch die allmodernste Jugend, die ja sowieso immer mehr mit nüchternem Wissensstram bepackt wird, nicht genug Idealismus haben. Eine Jugend ohne solchen ist überhaupt keine mehr.

Noch einer andern Phase unseres Lebens, und vielleicht der allerwichtigsten, möchte ich mit der Frage, ob sie des Idealismus entbehren könne, nahetreten. Ich meine die moderne Ehe. Moderne Ehe! Das Wort bildet im Repertoire der Witzblätter eine ständige Rubrik und auch wo es sonstwie gebraucht wird, geschieht es meist in ironischem Sinn. Aber man hat hier einen Begriff verallgemeinert und verzerrt und ihm einen Sinn untergeschoben, der nur auf die Ausnahmen zutrifft, auf jene vollständig äußerlichen und losen Verhältnisse zwischen Mann und Weib, wie sie in Ausnahmen immer bestanden haben und immer bestehen werden und deshalb auf keinen Fall als die Regel angesehen werden dürfen, an der die moderne Ehe gemessen wird. Denn nichts muß meiner Ansicht nach mehr auf Idealismus gegründet sein als die Ehe, auch die allmodernste, bei der vielleicht beide Gatten Doktoren der Philosophie oder Medizin oder sonst so was sind. Sie birgt nur dann ein volles Glück in sich, ist nur dann das, was sie sein soll und sein kann ganz, wenn sie über dem Gewöhnlichen, über bloßen Äußerlichkeiten steht.

Lassen Sie mich Ihnen ein kleines Erlebnis erzählen.

Ich lebte längere Zeit an den oberitalienischen Seen und wechselte dabei meinen Aufenthalt häufig. So fuhr ich auch wieder einmal von

Castagnola am Luganersee nach Bellaggio am Comersee, um dort einige Tage zu bleiben. Auf dem Schiff wurde mir von einem Bekannten ein deutsches Ehepaar vorgestellt, das die merkwürdigsten Gegensätze in sich vereinigte. Die Frau stand ungefähr Ende der Zwanziger, war groß und schlank gewachsen und sehr schön; daneben voll Geist und Witz und übersprudelnd von Laune und Fröhlichkeit. Er dagegen in allen seinen Bewegungen eckig und steif, eine Gestalt, wie man sie etwa im „Simplizissimus“ karikiert sieht. Auf einem plumpen Stiernacken saß ein struppiges Haupt mit bereits stark angegrautem rötlichen Kopf- und Barthaar. Der Ausdruck seines Gesichts schien mürrisch und verschlossen und nur wenn er hin und wieder wie verloren in die Ferne schaute, um den Blick auf dem wundervollen Landschaftsbilde ausruhen zu lassen, bekamen die dunklen Augen einen seltsam feuchten Glanz, es war dann, als ob die Seele selbst in sie hineinträte und dem Gesicht einen ganz andern Ausdruck verliehe.

Wie man sich so fragt, wenn einem etwas auffällt und man gerade an nichts anderes zu denken hat, so fragte ich mich auch hier, wie dieses Paar hatte zusammenkommen können, wie sie glücklich sein konnten. Mein Kopfschütteln vermehrte sich noch, als ich von meinem Bekannten erfuhr, daß sie aus sehr vermöglichem Hause stammte, während er sich aus sehr bescheidenen Verhältnissen zum Universitätsprofessor heraufgearbeitet hatte und keineswegs mit äußern Glücksgütern gesegnet war.

Wir kamen nach Bellaggio und stiegen im gleichen Hotel ab. Nach dem Nachtessen ging ich auf die Terrasse hinaus, um den Abend zu genießen. Die meisten von Ihnen kennen wohl jene paradiesisch schöne Gegend um Bellaggio herum. Sie kennen wohl auch jene wundervollen italienischen Abende, die man dort verlebt. Die Luft war gesättigt von dem Dufte blühender Rosen und Azaleen; in den dunkler und dunkler werdenden Schatten fingen die Ufer an zu wachsen, größer, unbestimmter zu werden, alle Linien wurden weit und sehnsüchtig und flossen mit dem Wasser in eine große Unendlichkeit zusammen, während weit hinten in der duftverschleierten Ferne die weißen Berge aus der Dämmerung herausleuchteten. Hin und wieder drang der abgerissene Laut einer Mandoline, die von einer vollen weichen Männerstimme begleitet war, über das dunkle Wasser hinweg ans Ohr, die Stille noch tiefer, traumhafter machend, wenn er wieder verflungen war.

Ich glaubte mich allein auf der Terrasse. Wie ich mich aber umwandte, erblickte ich in meiner Nähe das Ehepaar, das mir auf dem Schiff vorgestellt wurde. Die beiden saßen eng aneinander geschmiegt da, die Hände ineinandergelegt und schauten wortlos in den Abend hinaus. Auf ihren Gesichtern war der Ausdruck tiefster Ergriffenheit

ob all der Schönheit, die sie umgab, zu lesen, aber auch der Ausdruck höchsten Glückes. Mir schien, als ob diese zwei einen jener unvergleichlichen Augenblicke erlebten, wie sie im Leben so wunderselten sind und wie sie nur aus der innersten seelischen Verbindung zweier Herzen resultieren können. Und nun begriff ich, wie es möglich war, daß diese zwei Menschen zusammenkamen, wie sie glücklich sein konnten. In der Freude am Schönen, am Idealen, im gleichgestimmten Klang ihrer Seelen hatten sie sich gefunden. Was hatten da rein äußere Gegensätze noch zu sagen? Ihre Zuneigung, ihre Ehe war auf etwas gegründet und erhob sich in eine Höhe, wo alle Äußerlichkeiten zu wesenlosen Begriffen wurden. Ich lernte die beiden in den folgenden Tagen noch näher kennen und muß sagen, daß ich noch selten ein so inniges sich-Verstehen, ein so völliges Aufgehen des einen im andern gesehen habe, trotz aller Gegensätze.

So ist denn wohl der Grund so vieler unglücklicher Ehen unserer Zeit darin zu suchen, daß sie dieses oberste Gesetz vermissen lassen, daß sie nur auf Äußerlichkeiten hin geschlossen wurden. Man weiß ja, wie die meisten Ehen zustande kommen. Unsere gesellschaftlichen Zustände erlauben ja leider ein näheres sich-Kennenlernen der jungen Leute nicht und so verlobt man sich in der Regel ohne mehr als das Oberflächlichste voneinander zu wissen. Auch die Brautzeit läßt meistens den schönen Bahn noch bestehen, da ja namentlich hier alles in einem schönern, rosigeren Licht erscheint, in dem man sich gegenseitig auf ein Piedestal hinaufstellt, um sich anzubeten. Aber es ist nicht gut, auf Äußerlichkeiten hin aus Menschen Götter zu machen. Alle die tausend Kleinlichkeiten der Ehe, wo ja die Notwendigkeit, sich immer von der besten Seite zu geben, nicht mehr besteht, und sich alles im scharfen, kalten Licht des Tages in seiner vollen Nüchternheit zeigt, lassen diese Gottheiten nur zu bald wieder von ihrem Piedestal herabsteigen und eine bittere Enttäuschung ist die Folge davon. Der Mann verwindet diese Enttäuschung in der Regel noch leicht, denn der Kampf mit dem Leben, das Wirken in der Öffentlichkeit und seine robustere psychische Konstitution lassen sie ihn vielfach vergessen. Aber die Frau ist ihrer ganzen Natur nach viel empfindsamer und subtiler angelegt, sie hat ein weit reicheres und feineres Innenleben als wir, ihr Trieb geht daher viel mehr nach dem Geistigen, dem Idealen, und deshalb empfindet sie diese Enttäuschung um so stärker. Man spottet so viel über die Unverstandtheit der Frau, in einzelnen Fällen wohl mit Grund, in den meisten aber mit Unrecht. Diese Unverstandtheit, dieses seelische Nebeneinandervorbeigehen besteht wirklich und zwar weit mehr als man glaubt. Es geht ja zuletzt auch, gewiß, man gewöhnt sich mit der Zeit daran und schickt sich darein, aber es ist doch stets nur etwas Halbes, es ist immer, als ob die Behmut

mit aufgehobenen Händen dazwischenstünde und ewig die dunkle Frage wiederholte: warum mußte es so sein? So geht viel Edles und Gutes zugrunde, manch köstlicher Keim, der vielleicht die herrlichsten Früchte getragen hätte, wenn er sich hätte entwickeln können. In was für eine Fülle von Glück und Daseinseligkeit lassen uns dagegen, trotz vielfach mißlichen äußern Verhältnissen, Ehen hineinschauen, wie jene wunderselige zwischen Robert und Klara Schumann, wie diejenige Friedrich Hebbels mit Christine Engehaus, Robert und Elisabeth Brownings und jene hunderttausend andern, von denen uns keine gedruckten Briefe und Tagebücher Kunde geben, die aber doch bestanden haben und immer bestehen werden, wenn die Ehe auf etwas Höherem, als nur materiellen Faktoren aufgebaut ist.

Und so wie in der Jugend, so wie in der Ehe ist das Ideale immer noch das wichtigste Lebenselement, das wir kennen. Wer ein ganzes volles Dasein leben will, sei er nun Jüngling, Mann oder Greis, der bedarf seiner unbedingt.

Ich weiß wohl, es gibt eine große Anzahl von Leuten, die dies bestreiten, die sich noch etwas darauf zugute tun, „Materialisten“ zu sein und die wohl zu dem Märlein Anlaß gegeben haben, der moderne Mensch brauche das Ideale nicht mehr. Aber sie spotten ihrer selbst und wissen nicht wie! Man sehe sie nur an, diese superflugen Leute mit ihrer fortwährenden Hast und Unruhe, mit ihrem ewigen Befangensein im Kleinlichen und Beschränkten, man sehe sie an mit ihrem verstümmelten Innenleben, das sie in stetig gleichem Wirbeltanz zwischen Arbeit, Schlafen, Essen und Trinken dahintreiben läßt und deren Dasein nicht viel höher steht, als das des Tieres. Das sind die Leute, die das Leben und eine falsche Erziehung so verwirrt und krank gemacht hat, daß sie das nicht mehr zu sehen vermögen, was des Lebens größten Wert ausmacht. Das Symbol ihres Daseins ist der breite, flache, träg über seichten Grund dahinfließende Strom, von nichts bewegt, als dem ewig gleichen Gesetz der Schwere. Das Leben hat für sie keine Höhen und Tiefen. Wenn nach starrender Wintersnot sich überall ein geheimnisvolles Rieseln und drängendes Schwellen von verborgenen Lebensäften bemerkbar macht und die ersten Frühlingstürme durch Wälder und Schluchten brausen, wenn im Herbst die müde Erde sich zur Ruhe niederlegt, verklärt von den goldenen Strahlen der scheidenden Sonne, so sehen sie in diesem Werden und Vergehen das Ewige und Zeitlose, das unser aller Dasein umkränzt, nicht, denn sie wissen die große, überwältigende Sprache der Natur nicht zu deuten. Sie wissen nicht, wie uns zumute ist, wenn uns Beethoven im Reich der Töne durch alle Wunder und Schönheiten der Welt führt und unsere Seele jauchzt und lacht und weint mit ihm; sie kennen nicht jene höchsten Augenblicke, wenn wir an der Hand Shafe-

speares, Goethes oder eines der andern Großen bis zur Weltwurzel hinuntersteigen, nicht jene wunderbare Ergriffenheit, wenn uns Böcklin in seiner Toteninsel den verklärenden Frieden einer zur ewigen Ruhe geleiteten Seele vor die Augen führt oder wenn uns Segantini festhält vor einem seiner sonnenüberglänzten Hochtäler mit ihren in die blaue Unendlichkeit hinaufragenden Bergriesen, über denen die ganze Sehnsucht der Ferne liegt. Sie kennen nicht jenes Reich, wo der Menschengeist auf leuchtenden Bahnen emporzieht zum Licht, wo er das Kleid des Trivialen und Gewöhnlichen von sich abstreift, für Stunden freilich nur, aber diese Stunden sind es, die uns über all das Schwere und Bittere in unserem Dasein hinweghelfen.

Das Leben der Menschen ist eine Fahrt auf dunklem Strom, woher, wohin? wir wissen es nicht. Endlos kommen wir, endlos gehen wir, vom Dunkel ins Licht, vom Licht ins Dunkel. Aber auf dieser Fahrt voll Bitternis und Trauer, voll Not und Kampf und Wunden dürfen wir auf kurze Zeit rasten auf klaren, seligen Inseln, Stätten des Friedens und des Glücks, wo kein Laut des frechen Tages die heilige Stille stört, wo die Zeit schicksalslos an uns vorüberrauscht, weil Leid und Qual und Not und Tod hier ihre Macht verloren haben. Es sind die Inseln des Ideals!

Halten wir dieses Ideale fest, als das Köstlichste, das wir besitzen. Es verleiht dem Leben Fülle, Farbe und Reiz, es macht unsere Augen hell im Lachen und hell im Weinen. In ihm liegt die Erfüllung all der Sehnsucht und des Heimwehs unserer Tage, die Ruhe all des Unstillbaren, Friedlosen, Drängenden, all der unverstandenen dunklen Triebe in uns.

Daher nochmals: Halten wir es fest!

F. D. Schmid.

